

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 17 (1916-1917)

**Artikel:** Am Rio Grande del Norte  
**Autor:** Schoop, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-749264>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## AM RIO GRANDE DEL NORTE

Europa ist bis in seine Grundvesten erschüttert, und der amerikanisch-mexikanische Konflikt hat für uns so gut wie alles Interesse eingebüßt. Für die Yankees aber hat er fast ebenso große Bedeutung wie die Riesenkämpfe der alten Welt; es gilt eben auch da, dass dem Menschen das Hemd näher liegt als der Rock. Noch vor wenigen Monaten war ein Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexiko höchst wahrscheinlich; die ruhige, so gar nicht auf das bloße Prestige gerichtete Politik Wilsons und das kluge Einlenken Carranzas haben die Gefahr vorläufig beschworen.

Im Sommer 1915 bin ich zweimal in die Nähe der mexikanischen Grenze gekommen, zuerst in Südkalifornien, dann im Staate Neumexiko. Diese persönliche, wenn auch oberflächliche Bekanntschaft mit Land und Leuten in den amerikanisch-mexikanischen Grenzgebieten — die durch großartige Naturschönheiten und als das Stammland einer uralten Indianerkultur mehr als irgend ein anderer Teil der Union unsere Aufmerksamkeit verdienen — möge der Anlass sein für eine flüchtige Skizzierung der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko oder, um das Thema weiter zu fassen, der Beziehungen zwischen der vordringenden angelsächsischen und der zurückweichenden spanisch-lateinischen Zivilisation.

Fast alle Grafschaften und wichtigeren Städte Kaliforniens haben klangvolle kastilianische Namen; auf die Weltausstellung hin ist in San Francisco ein diesen Namen und damit der spanischen Missionsbildung gewidmetes außerordentlich lehrreiches Werk erschienen. Spanische Grandiloquenz spricht deutlich aus diesen Ortsbezeichnungen; die Yankees sahen sich oft genug genötigt, sie energisch zu kürzen, so wenn sie den Namen der Hauptstadt Süd-Kaliforniens „El Pueblo de nuestra Señora la Reina de los Angeles“ in Los Angeles verwandelten. Diese in jeder Hinsicht mit San Francisco rivalisierende Metropole des Südwestens mit ihren 550,000 Einwohnern (1880 waren es 15,000) und einem Klima, das mehr als ein Globetrotter als das schönste der Welt bezeichnet hat, ist heute, trotz der Nähe der mexikanischen Grenze, eine typisch amerikanische, d. h. angelsächsische Stadt; ich habe dort selten spanische Laute gehört, dafür in den Vorstädten viel

Chinesisch und Japanisch. Die mexikanische Provinz Unter-Kalifornien (*Baja California*), jene zwischen dem Stillen Ozean und dem Golf von Kalifornien sich hinziehende langgestreckte Landzunge, liegt ja auch so weit ab von den mexikanischen Hauptländern, dass ihr Einfluss auf das amerikanische Grenzgebiet gleich null ist. Eine Zeitlang wurde ihr allerdings ernsthaft Beachtung geschenkt, als man befürchtete, Japan habe die Absicht, sich dort festzusetzen und die Magdalenenbai zu einem großen Stützpunkt für seine Marine auszubauen.

Von Los Angeles fuhr ich, auf der Besuchern des amerikanischen Westens nie genug zu empfehlenden Santa Fé-Bahn, durch ein an Naturwundern (wer vergäße z. B. je den Grand Cañon von Arizona?) überreiches Gebiet ostwärts nach Albuquerque und Santa Fé, den Hauptzentren des Staates Neu-Mexiko. „Was ist das für ein Gewässer?“ frage ich, wie wir uns Albuquerque nähern, einen liebenswürdigen Mitreisenden, der, als Landvermesser der Regierung in Santa Fé mit jedem Winkel der Region aufs beste vertraut, unermüdlich mit Auskünften bereit stand. „Der Rio Grande del Norte.“ — „Derselbe, der auf der Riesenstrecke von El Paso in Texas bis zum Golf von Mexiko die Grenze bildet zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten?“ — „Derselbe. Wenn Sie Lust haben, hinunterzufahren nach El Paso und den Herren Mexikanern einen Besuch abzustatten, sehen Sie, hier ist Isleta, von wo die große Linie nach El Paso abzweigt; dort erhalten Sie direkten Anschluss an die mexikanische Zentralbahn. Ich würde es Ihnen aber nicht anraten, da dort zurzeit wieder einmal Señor Villa die Macht ausübt. Bleiben Sie in Neu-Mexiko, auf sicherem amerikanischem Boden; es gibt auch bei uns so viel zu sehen!“

Ich verweilte einen halben Tag in Albuquerque. Wir sind hier im Zentrum der berühmten Pueblos. Schon bei der Station Gallup, wo unser Zug eine halbe Stunde hielt, trieben sich Scharen von Eingeborenen auf dem Bahnsteig herum; je mehr wir uns dem Rio Grande nähern, desto häufiger werden die Ansiedelungen. Unweit befindet sich die zehn Millionen Acres umfassende Reservation der Navajos, die in den amerikanischen Reisebüchern, wohl zu hoch, auf 35,000 Köpfe eingeschätzt werden. Die Navajos, heute ein harmloses Völkchen, das nicht mehr weiß, was es bedeutet, den Kriegspfad zu betreten — in jahrhundertelangen

Kämpfen hatten sie erkennen gelernt, dass der weiße Mann stärker ist als sie — sind Hirten und Viehzüchter, leisten Vorzügliches aber auch als Weber; die *Navajo Blankets* sind in der ganzen Union berühmt und wurden zu Frisco auf der Ausstellung in großen Mengen verkauft. Wie gerne hätte ich, wäre mir die Zeit nicht so karg bemessen worden, von Gallup aus die Ansiedelung von Zuni und die prähistorischen Höhlenwohnungen (*cliff dwellings*) 65 Meilen nordwestlich besucht!

Die Indianerdörfer dem Rio Grande entlang bilden kleinere Gruppen von Adobehäusern, d. h. aus gebackenem Lehm errichteten Gebäuden, die hie und da, durch Aufsetzen neuer Stockwerke, terrassenförmig in die Höhe steigen; braune Frauen und Kinder treiben sich mit Vieh, Geflügel und Pferden in den Höfen herum. Die Indianer der Region können wir bald darauf im Bahnhof Albuquerque, vor dem im spanischen Missionsstil erbauten großartigen Stationshotel Alvarado, aus der Nähe betrachten; auf sie konzentriert sich fast das ganze Interesse für das alte Nest mit dem klangvollen kastilianischen Namen. Im glühenden Sonnenbrand bin ich nach dem alten Albuquerque hinübergewandert, einem abgelegenen Winkel mit armseligen Lehmgebäuden, einer alten Kirche und einer schattigen Plaza — das ist alles, was hier übrig blieb von der spanischen Kolonialherrlichkeit, wiewohl Albuquerque neben Santa Fé und El Paso eines der großen Militärzentren war für die Aufrechterhaltung der Ordnung in einem riesigen Gebiet.

Bald war ich wieder am Bahnhof bei den Rothäuten. Rot sind sie nun freilich nicht; die schmutzig braune Farbe und der Schnitt der Züge verrät namentlich dem von der pazifischen Küste Herkommenden deutlich die Verwandtschaft mit der mongolischen Rasse. Die Frauen sind oft von einer erschreckenden Hässlichkeit. Merkwürdig ist ihr Aufputz mit vielen bunten Tüchern und glitzern dem Tand; indessen auch die Männer lieben es, lange Schnüre aus farbigen Glaskugeln um den Hals zu tragen; bei den Weibern, die man ihrer Gewandung nach für Angehörige irgend eines süd-slavischen Stammes nehmen könnte, ist besonders auffallend das bis zu den Knien hinaufreichende, aus hellen Häuten gefertigte Schuhwerk, das ihnen wieder den Anblick von Samojedinnen verleiht. Zeigen die jüngeren Damen noch eine gewisse Koketterie, welche sie auf die äußere Erscheinung einige Sorgfalt verwenden lässt,

so kommen die älteren Weiber arg zerlumpt daher, wie auch die meist barfuß gehenden, einzig mit Hose und Hemd bekleideten Männer einen ärmlichen Eindruck machen. Ihre Hauptleidenschaft ist das Rauchen. So hocken sie überall vor den großen Bahnhöfen herum; oft sind sie stundenlang, auch in der Nacht, auf dem bloßen Boden dahingestreckt, bis wieder, *east-bound* oder *west-bound*, ein großer Express daherbraust. Dann beginnt der Handel mit ihren Kleinigkeiten; Ketten aus Glaskugeln, zierliche Gegenstände der Töpferkunst, niedliche Bogen und Köcher für Knaben werden in großer Zahl abgesetzt, auf welche Weise von dem gewaltigen Verkehr der Santa Fé-Linie immer auch etwas für die benachbarten Reservationen abfällt.

Nach Mitternacht traf ich, auf einer Seitenlinie, in Santa Fé ein, der Hauptstadt des Staates Neu-Mexiko. Ein Ort, der schon eine Rolle spielte, als die „Mayflower“ mit den Pilgervätern an der atlantischen Küste landete. Ein von erzreichen Bergen um gebenes, fruchtbares Tal, mit einem Klima, das diese Region zu einem beliebten Aufenthalt für Schwindstüchtige macht. Man hat das alte Nest bald gesehen. Dauerndes Interesse beansprucht nur ein einziges Gebäude, das an der weiten, schattigen Plaza eine ganze Front einnimmt, ein langgestrecktes Adobehaus mit einer durchlaufenden Reihe von Holzsäulen, über dessen Eingang die Worte zu lesen sind: „*El Palacio Real. Built 1606. Partially destroyed 1680. Rebuilt 1695. Restored 1909—13.*“

Es ist der Palast der ehemaligen Vizekönige von Neumexiko, eines der ehrwürdigsten Gebäude der Vereinigten Staaten, von dem aus lange ein Gebiet beherrscht wurde, weit größer als das Deutsche Reich. Als Residenz, Festung und Verwaltungsgebäude war der Palast gedacht, als er von Don Juan de Oñate, dem Eroberer des Landes am Oberlaufe des Rio Grande, gebaut wurde. Am 30. April 1598 hatte dieser Abenteurer den Strom erreicht; am 4. Mai traf er mit seinen Scharen an der Stelle ein, wo heute Santa Fé steht. Anfang Juli erfolgte die Huldigung der umliegenden Pueblos. In seinem Palast haben dann in langer Reihe die spanischen, mexikanischen und zuletzt amerikanischen Regenten Neumexikos gewohnt: die spanische Herrschaft, unter 47 Vizekönigen, währte bis 1822, die mexikanische, unter 16 Gouverneuren, bis 1846. Bis 1850 war das Gebiet von amerikanischen Militärgouverneuren verwaltet (der be-

kannteste ist General Lewis Wallace, der hier einen Teil seines *Ben Hur* geschrieben hat); dann wurde es zum Territorium und endlich, im Mai 1911, unter der Präsidentschaft Tafts, zugleich mit Arizona zum Staat erhoben.

Der Gouverneuren-Palast ist heute ein Museum, neben den Sammlungen der Bundeshauptstadt Washington das Hauptzentrum für die archäologischen Studien der amerikanischen Gelehrten. Alljährlich werden da wissenschaftliche Kurse abgehalten, die in Santa Fé Scharen bedeutender Ethnologen und wissensdurstiger Studenten vereinigen; von der Stadt ist ja mit Recht bemerkt worden, sie liege inmitten „*the most wonderful fifty-mile square in America*“.

In diesem Museum treten deutlich zwei Perioden in der Geschichte dieser Region hervor: die prähistorische Zeit einer uralten Indianerzivilisation und die Epoche der ersten spanischen Konquistadoren. Es sind alte spanische Weltkarten an den Wänden aufgehängt, mit Darstellungen dieser fernen Länder, wie man sie sich damals vorstellte; der Glaube an ein Eldorado, oder an ein Bimini, wie bei Heines Juan Ponce de Leon, war damals bei allen diesen kühnen Abenteurern lebendig, hat doch auch Sir Walter Raleigh eine seiner kühnsten Reisen nach Westen unternommen zur Entdeckung der „*Golden City of Manoa*“.

Diese ganze heroische Zeit nun wird merkwürdig lebendig im Museum von Santa Fé. Den Krieger begleitete der Priester. Neben alten Waffen, Büchern, Karten mit spanischen Inschriften sehen wir da zahlreiche primitive Heiligen- und Madonnenfiguren, die, auf Pergament oder oft auch nur Lederstreifen barbarisch hingemalt, die rauhe Soldateska zu ihren kühnsten Taten begeistern mochten. Fast alle Überbleibsel aus dieser spanischen Zeit haben entweder Beziehungen zum Kriegshandwerk oder zum Kultus.

Noch viel interessanter sind aber die den indianischen Altertümern gewidmeten Räume. Unweit Santa Fé befinden sich einige der bedeutendsten alten Pueblos dieser südwestlichen Staaten; nur in Zentralmexiko geben noch großartigere Funde Aufschluss über die alte amerikanische Rasse. Wer Zeit hat, besucht von hier aus die Felsen von Puye und den Pajarito-Park mit ca. 20,000 prähistorischen Höhlenwohnungen oder fährt nach den uralten Pueblos von Tesuque, Pojoaque, Cochiti, Picuris und Taos. Die in Santa Fé

vereinigten Funde wirken viel stärker auf unsere Phantasie ein als alles, was wir bald darauf in Washington zu sehen bekommen, dessen Nationalmuseum unvergleichliche archäologische Sammlungen enthält. Hier sind diese alten Schätze an ihrem Ort, handle es sich nun um die in reichster Auswahl vorhandenen Töpfereien oder um die Kollektion neumexikanischer Steinidole. Die Vasen und andere Gefäße verraten ein hochentwickeltes Gewerbe; diese Idole aber sind grauenhafte Figuren: man schaudert, wenn man denkt, dass diese Steinkloben den tiefsten seelischen Bedürfnissen ungezählter Menschen genügen mochten und, wer weiß, noch jetzt genügen.

Es ist eine Menschheit, die gar nicht so übel passte zu den grandiosen Naturschrecknissen des Grand Cañon und den Steinwüsten von Arizona und Neumexiko. Wenn man nach dem Besuch der Sammlung lebendige Indianer auf Straßen und Plätzen sieht, betrachtet man sie mit einer Art Scheu. Sind sie geblieben, wie ihre Väter waren? Was mag hinter diesen engen Stirnen wohnen? Was für Empfindungen durchströmen ihre Herzen? Alles ist geheimnisvoll, die Natur und diese Menschen — nur die Yankees sind es nicht, die mehr und mehr auch hieher das moderne amerikanische Leben mit all seiner Hast verpflanzen; die unsäglich nüchternen Geschäftsgebäude an den drei übrigen Fronten der Plaza sind unverkennbarer *Far West*.

Einzig für die Abkömmlinge der einstigen spanischen Herren des Landes scheint es noch nicht wahr zu sein, dass Zeit Geld ist: auf der schattigen Plaza vor dem Gouverneurenpalast sitzen auf allen Bänken ältere und jüngere Männer herum, die behaglich ihr Dasein genießen. Neben mir unterhalten sich zwei mit martialischen weißen Schnurrbärten gezierte Alte — der Name Poilu gälte auch hier nur für die Lateiner, nicht für die Anglosachsen — im klangvollen spanischen Idiom, das allerdings nichts weniger als rein ist; aber es tut wohl, hier diese europäische Sprache zu hören.

Bald ist die Runde durch Santa Fé gemacht. Ich durchwandere enge Straßen, wo überall die ursprünglichen Lehmhäuschen niedergeissen und durch nüchterne Backsteingebäude ersetzt werden. Die neue erzbischöfliche Kathedrale hat uns wenig zu sagen, desto mehr die außerhalb der Stadt gelegene Kirche San Miguol, die älteste der Vereinigten Staaten. Es ist ein unscheinbarer Adobebau inmitten armseliger Hütten; nach einigen soll sie schon 1541 ge-

gründet worden sein. 1581 gelangte der spanische Feldhauptmann Chamuscado bis zu dem Pueblo von Tigue, wo er bei seinem Weitemarsch drei Franziskaner zurückließ. Santa Fé de San Francisco — so erklärt sich die 1606 von Oñate vorgenommene Namensänderung. 1680 wurde in einem furchtbaren Indianeraufstand, welcher die Besatzung des Palacio nach mehrtägigem Kampf zu einem schwierigen Rückzug nötigte, auch diese Kirche in Trümmer gelegt; die frommen Väter fielen der Rachsucht der Eingeborenen zum Opfer. Wiederaufgebaut wurde das Gotteshaus 1695 von de Vargas, dem tatkräftigen Erneuerer der spanischen Macht am oberen Rio Grande; er liegt darin begraben.

Ich hatte lange zu läuten, bis von dem daneben liegenden Ordensgebäude der Pater Pförtner erschien. Er war eine sehr interessante Bekanntschaft: ein bewegliches Männchen in den Sechzigen, Spross eines elsäßischen Vaters und einer bayrischen Mutter. Seit seinen Knabenjahren weilt er in Amerika, in Mexiko und den Grenzgebieten am Rio Grande; seine alte Heimat, meinte er wehmüdig, werde er wohl nicht wieder zu sehen bekommen. Wir unterhielten uns vortrefflich auf Deutsch, Englisch und Französisch; natürlich ist er auch des Spanischen mächtig. Mit heiligem Eifer erklärte er mir Bau und Geschichte des Gotteshauses. Die Kirchenempore ist altspanische Holzschnitzerei; auf dem Boden steht eine Glocke, die 1336 in Spanien gegossen wurde und später nach Mexiko gewandert ist; als wir mit dem Taschenmesser daran klopften, gab sie einen wundervoll milden, tiefen Ton von sich. „*There is no bell like this in America*“, hat mir mein geistlicher Freund dreiviermal versichert. Man denke sich, eine Glocke, die über 150 Jahre zählte, als die neue Welt entdeckt wurde! Wir wandten uns zum Altar. Darüber an der rohgetünchten Wand kleine Oelbilder; die Ordenstradition schreibt einige davon keinem Geringeren zu als Cimabue. Ich hütete mich wohl, Zweifel zu äußern.

Originell war die Geschichtsphilosophie, die mir der alte Mönch entwickelte, für den z. B. unser Krieg in Europa nur die gerechte Strafe Gottes gegen Unglauben und Verkommenheit ist. Vor den wissenschaftlichen Werken über Neumexiko und die alten Pueblos warnte er mich; das sei alles Schwindel. Für ihn sind die Indianer Nachkommen der alten Aegypter, also eine Art Zigeuner; er griff auf den Turmbau von Babel zurück, um mir das zu erklären. Die

Yankees scheint er nicht zu lieben, wohl, weil sie in der Mehrzahl Ketzer sind, aber auch, weil er täglich Gelegenheit findet, ihr vulgäres Benehmen in seinem Gotteshause zu beobachten, ihren Mangel an Ehrfurcht, ihre dreiste Neugierde, die niemand besser gekennzeichnet hat als Dickens in seinen *American Notes* und in *Martin Chuzzlewit*.

Dicht neben San Miguel, der ältesten Kirche, liegt „das älteste Haus der amerikanischen Union“. Es soll die Residenz des Stammeshäuptlings von Tiguex gewesen sein und dann dem großen Conquistador Coronado, der 1540 in der Gegend eintrat, als Wohnsitz gedient haben. Heute ist es eine halbverfallene Lehmbude.

Nachher wandere ich hinaus nach den Ruinen des 1846 gebauten Fort Marcy, von wo man einen reizenden Ausblick genießt in das weite, von zum Teil sehr stattlichen Bergen umkränzte Tal. Jeder Stein erinnert uns hier an die neueste Geschichte des Landes. Als am 13. Mai 1846 Präsident James K. Polk den Kriegszustand zwischen der Union und Mexiko erklärte, rückte General Kearny, ein Mann, dessen Spuren man im Westen immer wieder begegnet, in Santa Fé ein. In der Folge kam es in Neumexiko wiederholt zu furchtbaren Kämpfen zwischen den Indianern und den amerikanischen Besatzungen auf Fort Defiance, Fort Union und Fort Sumter; 1863 führte General Carleton einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen die Rothäute, bei dem Pardon nicht gewährt wurde. Es brauchte Jahre, bis sich die Apachen fügten; die mildern Navajos hatten lang vorher sich bereit gefunden, als Viehzüchter und Ackerbauer sich dem zivilisierten Leben anzupassen.

Im Sezessionskrieg sympathisierte Neumexiko von Anfang an mit dem Norden. Februar 1862 erlitt das Territorium den Einfall eines Foederiertenheeres unter General Sibley, der sich nach siegreichem Kampf bei Valverde Santa Fés bemächtigte. Da rückten in Eilmärschen von Norden her die Colorado-Freiwilligen unter Oberst Slough heran, die durch das Gefecht bei Apache Cañon eine wieder dem Norden günstige Lage schufen (in unvergleichlicher Lage, angesichts der Riesenkette der Rocky Mountains, ist in Denver vor dem Staatskapitol von Colorado diese Tat durch ein großes Kriegerdenkmal verherrlicht); bald darauf traf auch von Californien her ein Unionskorps in Neumexiko ein. Auf dem inmitten der Plaza zu Santa Fé errichteten, dem Bürgerkrieg gewidmeten Obelisk wird von den Südlichen als „Rebellen“ gesprochen; dieser heute in jeder Hinsicht deplacierte Ausdruck soll bei Besuchern aus den ehemaligen Sezessionsstaaten oft böses Blut machen. (Schluss folgt

ZÜRICH

HERMANN SCHOOP

□ □ □